

Leseprobe aus:

**Ruprecht Knecht:
Santa Klaus verzweifelt gesucht**

Weihnachtskrimi
ISBN 978-3-89425-392-9



**Ruprecht Knecht
Santa Klaus
verzweifelt gesucht**

Weihnachtskrimi

grafit

Noch sechs Tage bis Heiligabend

Der vierte Advent war schon vorbei und ich war immer noch hier. Warum, wusste ich selbst nicht so recht. Vielleicht weil der Winter bis gestern Abend nur Durchschnittliches geboten hatte: Es war zu warm für die Jahreszeit und der Nieselregen nervte. Erst heute in den frühen Morgenstunden waren die Temperaturen abgestürzt. Es schneite und alle Weihnachtsfans wussten nicht wohin mit sich vor Festtagsfreude.

Ich gehörte nicht zu ihnen. Dabei habe ich nichts gegen Weihnachten. Ebenso wenig wie ich etwas gegen Wurzelbehandlungen habe, sofern sie medizinisch erforderlich sind. Kurz gesagt macht mich der nervtötende Rummel um dieses sogenannte Fest der Liebe krank und aus diesem Grund packe ich normalerweise spätestens am zweiten Advent meine Sachen und reise in irgendein Land. Egal welches, Hauptsache, es gibt ein islamistisches Regime, das das Begehen des Weihnachtsfestes unter Strafe stellt und jeden, der sich nicht daran hält, ohne viel Aufhebens hinrichtet.

Ausgerechnet in diesem Jahr blieb ich aber und so befand ich mich zufällig genau zu der Zeit in der City, als die Weihnachtsbäckerei in die Luft flog.

Na ja, so zufällig war es eigentlich nicht. Ich war in die Stadt gefahren, weil Tatjana, meine Ex, es unbedingt wollte. Sie hatte sich mit mir verabredet und um das Warum ein großes Geheimnis gemacht. Also schob ich mich mit den gestressten Einkäufern durch die Fußgängerzone und ertrug die Pöbeleien betrunkenere Weihnachtsmarkttouristen. Ret-

tete mich in das Café, das Tatjana mir als Treffpunkt genannt hatte, und ergatterte den letzten freien Tisch. Hörte mir bei einem Glas Bier kopfschüttelnd an, wie liebevolle Eltern ihren Kindern weismachen wollten, dass Tiere zu Weihnachten sprechen könnten. Weihnachten, das Fest der selbst verordneten Dummheit, dachte ich und fühlte mich wieder einmal bestätigt. Und dann sah ich es mit eigenen Augen.

»Das ist wieder mal typisch für dich.«

Sie saßen in einer Nische gegenüber meinem Tisch. Zwei Rentiere! Vermummt wie sie waren, mit Mütze, Schal und Schneebrille, mochten sie im vorweihnachtlichen Trubel als Menschen durchgehen, aber ich erkannte sie am Geweih und den dicken, fleischigen Nasen. Vor ihnen auf dem Tisch standen Tassen mit heißem Kakao, in denen überdimensionale Strohhalme steckten.

»Was denn? Was ist typisch für mich?«

»Dass du dich zufriedengibst.« Die Stimme dieses Tieres war höher als die des anderen, ich vermutete, dass es sich um ein Weibchen handelte.

»Wer sagt denn das?«, wehrte sich sein Gegenüber, das ein rotes Halstuch mit blauen Kreuzen um den Hals trug. »Und was ist falsch daran, zufrieden zu sein?«

»Absolut nichts, mein Schatz. Es geht nur darum, *womit* man zufrieden ist. Zum Beispiel damit, sein ganzes beschissenes Leben lang einen Schlitten zu ziehen und sonst nichts. Sich für andere krumm zu schuften und am Ende nichts dafür zu bekommen.«

Der Rentiermann pustete in seinen Strohhalm. Es blubberte. »Das ist nun mal mein Job«, brummte er.

»Eben. Und mehr Ambitionen hast du nicht.«

»Wer sagt denn das?«

»Du. Das war immer so. Sobald irgendein Hindernis auftaucht, machst du einen Bogen drum.«

»Toll. Und wenn ich dir jetzt sage, dass es sich gerade dieses Mal nicht so verhält?«

»Wovon, zum Teufel, sprichst du?«

»Davon, dass der Alte schon so gut wie weg vom Fenster ist. Er weiß es auch schon. Ich hab's ihm gesagt.«

»Du hast es ihm gesagt.«

»Genau. Und dass ich wie geschaffen für den Posten bin, schon weil wir aus demselben Stall stammen. Gib ihm die Zeit, es sich zu überlegen.«

»Sich was zu überlegen?«

»Seinen Abgang. Sonst geht eine Bombe hoch, sag ich dir, und die ist nicht von schlechten Eltern. Dann steht er nicht mehr auf. Und er reißt so manchen mit in den Abgrund.«

Was ist mit mir los?, dachte ich und versuchte mich zu erinnern, wie viele Biere ich schon getrunken hatte. Wieso finde nur ich es seltsam, dass hier Rentiere sitzen und Kakao schlürfen?

Der Kellner sauste vorbei, ich stoppte ihn. »Hunde müssen draußen bleiben und die lassen sich's hier gut gehen. Halten Sie das für gerecht?«

»Zahlen, bitte!«, meldete sich das männliche Rentier und winkte mit einem großen Schein.

Der Kellner schenkte mir ein sparsames Lächeln und machte auf dem Absatz kehrt.

Tatjana kam nicht, also bezahlte auch ich. Warum machte ich mir überhaupt die Mühe, auf sie zu warten? Es war genauso wie früher, da hatte sie mich immer versetzt. Letzte Woche hatte ich zufällig über ein paar Ecken erfahren, dass sie sich von ihrem Neuen getrennt hatte, einem schrägen Typen. Jetzt war sie wieder zu haben und was machte ich?

Ich trat aus dem Café und tauchte in den Strom der Passanten ein. Fette, weiche Schneeflocken, die mindestens fünfmal so nass waren wie durchschnittliche Regentropfen, platschten in mein Gesicht. Was hatte das Rentier gesagt?

Sobald irgendein Hindernis auftaucht, machst du einen Bogen drum. Ich musste grinsen. Dieser Satz hätte wörtlich von Tatjana stammen können. Ich nahm mir fest vor, mich nie wieder mit ihr zu verabreden.

Ich wollte auf dem schnellsten Weg nach Hause, aber es ging nur zäh voran. Im Eingangsbereich eines Kaufhauses drängte sich ein Knabenchor, der *Stille Nacht, heilige Nacht* sang. Der Passantenstrom kam fast zum Erliegen, weil die Leute stehen blieben und in ihren Geldbeuteln nach Ein- und Ausromünzen kramten. *Stille Nacht* war zu Ende. Die Jungs sangen *O Heiland, reiß die Himmel auf*.

Gleich darauf schien es, als sei diese Bitte umgehend erhört worden. Ein greller Blitz zerriss die vorweihnachtliche Abendidylle und eine Hundertstelsekunde später erfolgte eine beachtliche Detonation. Die Erde bebte. Scheiben gingen zu Bruch. Autos, die im Parkhaus um die Ecke geparkt waren, riefen mit Alarmanlagen um Hilfe. Dann rumste es ein zweites Mal.

»Geilo, ist jetzt schon Silvester?«, wollte eine der Schnapsnasen mit roter Bommelmütze wissen.

Der Chor war verstummt. In der Fußgängerzone breitete sich Panik aus. Immer noch plärrte von irgendwoher Weihnachtsmusik, während die Leute schubsten, traten und versuchten, sich mit den gerade erworbenen Geschenken den Weg freizuprügeln. Unbeeindruckt vom Chaos schwebte der Schnee in wunderschönen, watteweichen Flocken hinab. Aber da war nicht nur Watteweiches. Winzige und weniger winzige Brocken mischten sich unter den Schnee, manche fein wie Zucker, andere so klein wie Sonnenblumenkerne, wieder andere walnussgroß. Sie waren krümelig und knirschten unter den Schuhen. Selbstredend verstärkten die seltsamen Krümel die Panik unter den Leuten, die sich fragen mussten, ob diese Teilchen Vorboten des Weltuntergangs oder anderes Teufelszeug waren. Niemand kam auf die Idee,

sie zu kosten und auf diese Weise herauszufinden, dass es sich weder um Vorböten noch um Teufelszeug handelte.

Sondern um Plätzchen.

Es grenzte schon an ein Wunder, dass ich der prügelnden und schiebenden Menschenwalze lebendig entkommen konnte. Später erst erfuhr ich, dass im Chaos nach der Detonation Läden geplündert worden waren. Einer der städtischen Weihnachtsmärkte war von einem alkoholisierten Kegelklub überrannt worden und zwei junge Muslime konnte die Polizei gerade noch davor bewahren, gelyncht zu werden. Dabei stellte sich heraus, die beiden waren gar keine Islamisten, sondern Touristen aus Baden-Württemberg mit breiten Schals vor dem Gesicht.

Ich schälte mich aus dem Trubel und versuchte, mich über die engen Seitenstraßen aus der Innenstadt zu verdrücken. Diese Idee hatten außer mir noch viele andere Leute, darunter auch eine alte Bekannte: Tatjana. Im Gedrängel stieß ich mit ihr zusammen, worauf sie mich in die Pizzeria um die Ecke zu einem Bier einlud. Es gelang uns, einen frei werdenden Tisch zu ergattern. Wir hatten schon bestellt, da bemerkte ich erst, dass wir nicht nur zu zweit waren. Ein schlaksiger Typ mit einem langen blonden Pferdeschwanz und flauschigem Pelzkragen saß neben Tatjana und war damit beschäftigt, die Fingernägel seiner linken Hand mit denen der rechten zu vergleichen.

»Weißt du, was da eben passiert ist?«, erkundigte sich Tatjana besorgt.

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Irgendetwas ist explodiert. Die Polizei hat alles großräumig abgesperrt. Da ist kein Durchkommen.«

»Wolfgang sagt, dass es höchstwahrscheinlich die Brotfabrik erwischt hat.«

So hieß der Blondschoopf also. Wie er so neben Tatjana am

Tisch herumlungerte, schien er sich nur zufällig am gleichen Ort wie wir zu befinden.

»Wolfgang?«, fragte ich nach. »Wer zum Teufel ist das?«

»Kennt ihr euch etwa noch nicht?«

Der Blonde nickte mir kurz zu, dann sah er in eine andere Richtung.

»Du bist also doch noch mit ihm zusammen?«

»Was heißt denn ›doch noch‹?«

»Ich dachte, ihr hättet euch getrennt.«

Der Blick, den sie mir zuwarf, stellte klar, dass sie allein den Gedanken daran als Anschlag auf ihre traute Zweisamkeit betrachtete.

Das Bestellte wurde gebracht. Ein grüner Salat für Tatjana und für mich ein Bier. Der Mann mit dem Pferdeschwanz bekam einen Latte macchiato.

»Was macht er denn so beruflich?«, erkundigte ich mich und ignorierte die Anwesenheit von Tatjanas Anhänger.

»Er ist Schauspieler. Film und Fernsehen.«

»Und was spielt er?«

»Momentan hat er kein Engagement. Das ist auch nicht so leicht. Für jemanden wie ihn.«

Wolfgang nahm keine Notiz von uns. Er schien jetzt seine Finger zu zählen. Ich glaubte zu verstehen, was Tatjana meinte.

»Jemand wie ihn kann man sicher nur in Stummfilmen einsetzen«, sagte ich mitfühlend. »Und die werden heutzutage so was von selten produziert, was?«

Tatjanas Blick verfinsterte sich erneut. »Der Punkt ist, dass er nicht irgendwas machen kann. Im Baumarkt an der Kasse sitzen oder Post austragen – dafür ist er viel zu schade. Die reinste Verschwendung von Talent! Oder als Privatdetektiv arbeiten, so wie du. Er braucht im Grunde keinen Job, sondern eine Herausforderung. Und streng genommen kann er die nicht finden.«

»Nein?«

»Nein. Sie muss ihn finden.«

Ich warf einen heimlichen Blick auf Wolfgang. Was faszinierte Tatjana wohl an ihm? Der Kerl sah zum Fürchten aus, ungepflegt und overstylt zugleich, wie eine Mischung aus Rainer Langhans und Karl Lagerfeld.

»Tja«, gab ich zu. »Das ist wirklich tragisch. Wenn man sich fragt: Wie viele Jobs sind schon auf der Suche nach Jobsuchenden? Die kannst du an der Hand abzählen.«

Wolfgang schien genau damit beschäftigt zu sein. Er hörte uns nicht zu.

»Und was habt ihr zu Weihnachten vor?«, erkundigte ich mich, nur um mich nach irgendetwas zu erkundigen.

»Weihnachten.« Für Tatjana schien das ein heikles Thema zu sein. »Wolfgang findet, dass wir uns das nicht antun müssen.«

»Ach so, findet er das?«

»Wusstest du, dass der Weihnachtsmann eine Erfindung von Coca-Cola ist?«

»Das weiß doch jeder«, sagte ich und winkte der vorbeieilenden Kellnerin, um meine Ex zu ärgern. »Eine Cola, bitte.«

»Alles nur Schwindel«, sagte Lagerfeld mit einem Grinsen. Er konnte also sprechen. »Der ganze Rummel – nichts als Abzocke.«

»Vielleicht«, gab ich zu. »Aber was ist denn mit den Rentieren? Wer hat die erfunden? Ein schwedischer Möbelkonzern oder was?«

»Rentiere?«

»Zufällig habe ich heute nämlich zwei gesehen. Sie saßen in einem Café und tranken Kakao.«

Tatjana fixierte mich mit einem irritierten Blick.

»Und sie haben sich gestritten«, fügte ich hinzu. »Ich habe mir gedacht: Sieh mal einer an, nicht nur Menschen sitzen vor Weihnachten in Cafés rum und streiten.«

Tatjana hatte ein Salatblatt auf der Gabel, zögerte aber, es in den Mund zu stecken. So als warte sie auf mein gewohntes Grinsen, das ihr anzeigte, dass ich einen Scherz gemacht hatte. Aber es kam nicht.

»Der Alkohol«, sagte Langhans und deutete auf mein leeres Glas. »Tja, mein Freund, der macht es nicht gerade besser, weißt du?«

Statt einer Antwort entschloss ich mich, aufs Klo zu gehen. Unterwegs traf ich die Kellnerin, die mit dem bestellten Getränk auf unseren Tisch zusteuerte. »Die Cola ist für den transsexuellen Blondschoopf mit dem Erzengel-Outfit«, sagte ich. »Mit einem schönen Gruß vom Weihnachtsmann.«

Während ich mir ein paar Minuten später die Hände wusch, blickte ich in den Spiegel und zuckte zurück, weil ich darin zwei Gesichter sah.

»Keine Panik«, sagte das andere Gesicht und deutete ein Lächeln an, was mit den monströsen Lippen nur zu einem breiten Grinsen geraten konnte. »Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

Schon wieder ein sprechendes Rentier. Außer den Schwelllippen hatte es ein beachtliches Riechorgan, dessen leuchtendes Weinrot sich deutlich vom Braun des Fells abhob. Irgendwie erinnerte mich die Farbgebung an Schwarzwälder Kirsch.

»Sie sind Kai Möbius, nicht wahr? Der Privatdetektiv.«

»Wer will das wissen?«, fragte ich zurück und drehte mich um. »Und wieso können Sie überhaupt sprechen?«

Erneutes Grinsen. »Rudolph, mein Name. Ich bin leitendes Rentier.«

»Ach ja, und was leiten Sie so?«

»Die Crew, die den Schlitten zieht.«

»Welchen Schlitten?«

»Wir haben gehört, dass Sie einer der Besten sind, Herr

Möbius«, sagte Rudolph statt einer Antwort. »Und deshalb benötigen wir Ihre Dienste als Detektiv.«

»Soweit mir bekannt ist«, sagte ich kühl, »können Rentiere nicht sprechen.«

»Ich schlage vor, dass wir diese Frage später klären«, sagte das leitende Rentier nachsichtig. »Für Sie sollte entscheidend sein, dass wir gut bezahlen.«

»Wer hat Ihnen das erzählt«, fragte ich, immer noch misstrauisch, »dass ich einer der Besten bin?«

»Bitte, folgen Sie mir. Die Angelegenheit ist äußerst dringend. Sie werden sehen, dass dieser Auftrag für Sie außergewöhnlich lukrativ ist.«

Das Rentier wartete geduldig, bis ich meine Hände unter dem Wandföhn getrocknet hatte. Wir kehrten nicht mehr in den Gasträum zurück, sondern verließen das Lokal durch einen Hinterausgang. Es schneite immer noch, inzwischen lag die Stadt unter einer geschlossenen weißen Decke. Wir stapften durch den knöcheltiefen Schnee, überquerten die Straße und drückten uns durch verschiedene Hinterhöfe. Ich nahm den Geruch von Schutt und verbranntem Kunststoff wahr. Ging es etwa um die Explosion in der City?

»He!«, rief ich. »Warten Sie mal!«

Aber Rudolph bedeutete mir zu schweigen und trabte unbeirrbar weiter. Offenbar wollte er so schnell wie möglich unser Ziel erreichen. Mir ging es, ehrlich gesagt, genauso. Keiner meiner Bekannten sollte mich dabei beobachten, wie ich einem Rentier nachlief, das mich angeblich zu einem Klienten führte.

Wie sich herausstellte, war es eine Klientin. Sie erwartete uns in der Weihnachtssuite des Hotels *Tochter Zion* gleich hinter dem Dom. Kein Hotelangestellter schien Anstoß daran zu nehmen, dass ich in Begleitung eines Huftieres hereinschneite und den Lift betrat, der sich lautlos schloss und uns in den elften Stock katapultierte. Wir erreichten die

Suite über einen langen, geschmackvoll gestalteten Flur mit heller, flauschiger Auslegeware, auf der Rudolphs Hufe und meine Schuhe dunkle, hässliche Flecken hinterließen. Die Tür öffnete sich wie von selbst.

Zwei seltsame Hotelbedienstete, offenkundig Schneemänner, eskortierten uns mit starrem Blick und zackigen Bewegungen ins Konferenzzimmer, wo eine Frau auf uns wartete. Rudolph stellte sie mir als Eloise, die Weihnachtselfe, vor.

Sie erhob sich aus einem Sessel. Eine Elfe hatte ich mir anders vorgestellt – als ein bunt gekleidetes, pummeliges Kindwesen mit einer albernen Zipfelmütze auf dem Kopf. Eloise war eine hochgewachsene, schlanke Person, die wie Mitte zwanzig wirkte, aber vermutlich mehrere hundert Jahre alt war. Langes dunkles Haar fiel ihr über den Rücken und sie trug ein Gewand, das altertümlich aussah und den Kostümen von Prinzessinnen in Mittelalterfilmen glich. Es war aus einem grünen, geheimnisvoll schimmernden Stoff, der ihre Rundungen nicht nur erahnen ließ, sondern geradezu physisch nachvollziehbar machte.

»Tolles Kleid«, lobte ich.

»Ich hoffe sehr, Sie sind der Richtige für den Job«, sagte sie frostig und von meinem Charme offenbar wenig beeindruckt.

Ich gab mir Mühe, sie nicht weiter anzustarren, und wenn schon, dann möglichst nur ihr Gesicht. »Darin bin ich mir ganz sicher.«

»Das bedeutet wohl, Sie brauchen dringend einen Auftrag?«

»Nicht unbedingt, aber ich betrachte ihn als Herausforderung. Bis jetzt habe ich noch nie für Rentiere gearbeitet.«

»Das werden Sie auch dieses Mal nicht tun. Ich bin diejenige, für die Sie arbeiten.« Eloise trat ans Fenster und sah in das Schneegestöber hinaus. »Sie wissen, was heute passiert ist?«

»Irgendetwas ist explodiert. Vermutlich eine Brotfabrik.«

»Brotfabrik?« Sie schüttelte den Kopf. »Es handelt sich

um nichts Geringeres als die Weihnachtsbäckerei. Schon einmal davon gehört?«

»Verstehe. Sie machen die leckeren Sachen – Lebkuchen, Mandelplätzchen und Zimtsterne, außerdem Spekulatius, Marzipan und ...«

Ihre brüske Armbewegung brachte mich zum Schweigen. »Die Weihnachtsbäckerei ist *die* Produktionsstätte des Festes«, erklärte sie. »Ihr Lebensnerv sozusagen. Ein Anschlag auf diesen Nerv ist ein Anschlag auf Weihnachten an sich.«

»Aber wer sollte so etwas tun?«

Sie warf mir einen mitleidigen Blick zu. »Wer käme denn da wohl infrage?«

»Ich weiß nicht. Sagen Sie es mir.«

»Bin ich Detektiv oder Sie?«

Mir kam der Gedanke, dass wir es trotz ihres sensationellen Aussehens nicht leicht miteinander haben würden. Rudolph, der von einem Sessel aus unserem Gespräch folgte, machte ein Gesicht, als befürchtete er das Gleiche.

»Hören Sie«, sagte ich. »Vielleicht ist es hilfreich, eines von Anfang an klarzustellen: Sie sind auf mich zugekommen. Ich soll dieses Theater hier mitspielen, also ...«

»Theater?«

»Sprechende Tiere, Elfen und Schneemänner, die herumrennen können – kommen Sie schon, so etwas gibt es nur im Krippenspiel! Hier ist irgendwo eine versteckte Kamera und das Ganze entpuppt sich als überkandideltes Weihnachtsgeschenk für irgend so einen Verrückten, stimmt's? Heutzutage weiß ja keiner mehr so richtig, was er noch schenken soll.«

Die Elfe antwortete nicht, sondern starrte mich einfach weiter an, wohl um mir zu zeigen, dass sie meine Äußerung nicht im Geringsten komisch fand. So wie sie blickte, schien sie zu beabsichtigen, überhaupt niemals mehr etwas komisch zu finden. Auch Rudolph schwieg und betrachtete die Wand.

»Also gut«, brach ich die peinliche Stille, »ich soll für Sie herausfinden, wer hinter dem Terroranschlag steckt?«

»Möglicherweise, aber das hat nicht erste Priorität.«

»Wenn Sie dann die Freundlichkeit hätten, mir mitzuteilen, was Sie veranlasst hat, meine kostbare Zeit zu beanspruchen?«

»Sie sollen ihn zurückbringen. Oder wenigstens herausfinden, wo er steckt. Ob er am Leben ist.«

»Ihn?«

»Santa Klaus. Den Weihnachtsmann.«

Ich pfiff durch die Zähne. »Dann gibt es ihn wirklich?«

Wieder eisiges Schweigen. Ich spürte den kalten, leidenschaftslosen Blick der Weihnachtselfe auf mir. Rudolph machte einen so betretenen Eindruck, als hätte er selbst das Fettnäpfchen erwischt.

»Ich meine«, versuchte ich, die Kurve zu kriegen, »immerhin gibt es doch viele, die der Überzeugung sind, dass der Weihnachtsmann eine Erfindung von Coca-Cola ist.«

»Seine Existenz ist eine Tatsache, auch wenn sie nicht für jeden ein Grund zum Jubeln sein mag«, sagte Eloise und quälte sich ein höfliches Lächeln ab. »Im Übrigen ist Ihre ablehnende Haltung gegenüber dem Weihnachtsfest der Grund, weshalb wir uns für Sie entschieden haben. Sie sind nicht befangen.«

»Befangen? Ziehen Sie denn in Betracht, dass Santa Klaus selbst in die Sache verwickelt sein könnte?«

»Bei einem Anschlag dieser Größenordnung muss man vieles in Betracht ziehen. Finden Sie heraus, wer Santa Klaus in seiner Gewalt hat.«

»Haben Sie ein Foto von ihm, das Sie mir überlassen können?«

Als habe sie damit schon gerechnet, nahm sie etwas vom Tisch und reichte es mir. Es war eine Weihnachtskarte mit dem Porträt von Santa Klaus, darunter stand in fünf Spra-

chen *Frohe und gesegnete Weihnacht*. Versteckt hinter Bommelmütze und Rauschbart war vom Gesicht nicht viel zu erkennen, nur blaue Augen, rot verfrorene Pausbacken und eine Knollennase. »Was veranlasst Sie zu der Vermutung, dass ihn jemand gekidnappt hat?«

»Reines Wunschdenken«, meldete sich Rudolph zu Wort. »Dass ihm Schlimmeres zugestoßen ist, wollen wir uns lieber nicht vorstellen.«

»Er ist seit der Explosion verschwunden. Zu Hause ist er nicht, das haben wir schon überprüft«, sagte Eloise. Sie erhob sich aus ihrem Sessel und machte einen kleinen Rundgang um mich herum, so als wollte sie mich von allen Seiten in Augenschein nehmen. Ich roch ihr würziges Parfüm, das frisch und auf verwirrende Weise anregend war. »Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, unter Zeitdruck zu arbeiten«, sagte sie. »Ein Weihnachten ohne Weihnachtsmann wäre eine Katastrophe.«

»Und was ist mit der Weihnachtsbäckerei?«, fragte ich. »Weihnachten ohne Kekse – wäre das nicht mindestens genauso schlimm?«

Eloise gab Rudolph ein Zeichen. »Mach schon, zeig ihm, was von dem Laden noch übrig ist. Dann kann er sich selbst ein Bild machen.«

Mir fiel auf, dass wir das Hotel durch eine Tür verließen, auf der *Nur für Personal* stand. Und was uns draußen erwartete, war mir völlig neu. Ich erkannte die Stadt, in der ich seit über zwei Jahrzehnten lebte, nicht wieder. Wir befanden uns auf einem romantisch verschneiten Platz mit bunten Holzbuden, in denen Mandeln, Printen und andere duftende Weihnachtsspezialitäten angeboten wurden. Von hier gingen in alle Himmelsrichtungen kleine verwinkelte Gässchen ab mit windschiefen Fachwerkhäusern, deren schneebedeckte Ziegeldächer dicke Schornsteine in allen Formen und Farben